

EINLEITUNG

Thomas Adam, Simone Lässig, Gabriele Lingelbach

Die historische Erforschung des Stiftungswesens hat in Deutschland seit Beginn der 1990er Jahre spürbar an Bedeutung gewonnen. Erstaunlicherweise entwickelte sich dieses neue Feld allerdings weitgehend unabhängig von wissenschaftlichen Anstößen oder theoretischen Einflüssen durch die in Großbritannien oder in den USA seit langem etablierte Philanthropie- und *Non-Profit*-Sektor-Forschung.¹ Die deutschen Historiker bezogen ihre zentralen Impulse vor allem aus der Bürgertumsforschung. Sie erfassten „Stiften“ überwiegend (nur) als ein typisch bürgerliches Phänomen. Ihr Hauptinteresse galt daher der Finanzierung von Kunst und Kultur.² Wie ein Blick auf die Ergebnisse der amerikanischen Forschung jedoch zeigt, erscheint eine derartige Verengung des Stiftungsbegriffes weder der sozialen Zuschreibung (Bürgertum) noch dem Gegenstand (Mäzenatentum) angemessen zu sein.

Dieser Band versucht nun, die verschiedenen Fragestellungen und methodischen Ansätze diesseits und jenseits des Atlantiks zusammenzuführen und so einen ersten Einblick in die aktuellen Forschungstrends in Deutschland und den USA zu vermitteln. Auf diese Weise will er – zumindest ansatzweise – der Philanthropiegeschichte eine über die jeweils nationalen Forschungstraditionen und thematischen Schwerpunktsetzungen hinausweisende Perspektive eröffnen.

Zum einen geht es um wechselseitige Transferbeziehungen zwischen den beiden geographischen Räumen, also um die Frage, inwieweit philanthropische Konzepte und Initiativen zwar im nationalen Rahmen entwickelt wurden, sich dann aber auch transnational verbreitet haben. Zum anderen untersucht der Band die Parallelen, aber auch die Unterschiede des privaten gemeinwohlorientierten Engagements in Vergangenheit und Gegenwart in beiden Ländern. Dabei werden auch Fragestellungen aufgenommen, die für die gegenwärtigen Debatten über die gesellschaftlichen Auswirkungen von Stiftungsaktivitäten relevant sind: (1.) Wie staatliche Aktivitäten – etwa über die Steuerpolitik – das Handeln von Stiftungen und spendenbasierten gemeinnüt-

1 Walter W. Powell u. Richard Steinberg (Hg.), *The Nonprofit Sector. A Research Handbook*, New Haven, London 2006.

2 Thomas W. Gaetgens u. Martin Schieder (Hg.), *Mäzenatisches Handeln. Studien zur Kultur des Bürgersinns in der Gesellschaft*, Berlin 1998; Jürgen Kocka u. Manuel Frey (Hg.), *Bürgerkultur und Mäzenatentum im 19. Jahrhundert*, Berlin 1998; Manuel Frey, *Macht und Moral des Schenkens. Staat und bürgerliche Mäzene vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Berlin 1999.

zigen Vereinen behindern, fördern oder gar lenken; (2.) welche Legitimation diese Organisationen für ihr gesellschaftspolitisch relevantes Handeln beanspruchen; und (3.) welche öffentlichen Aufgaben eher staatlich oder privat wahrgenommen werden sollten. Neben den positiven Errungenschaften gemeinschaftsorientierten stifterischen Handelns werden auch die Risiken diskutiert. Einen nicht minder wichtigen Untersuchungsgegenstand bilden die Motive für das Stiften und Spenden und damit die Frage, welche Werte und Interessen für gemeinwohlorientiertes Handeln ausschlaggebend waren und inwieweit Stiftungstätigkeit als ein klassen- oder schichtenspezifisches Verhalten interpretiert werden kann. Hilft sie dem „Wohltäter“, soziales und kulturelles Kapital zu akkumulieren? Ist sie also vor allem auf das eigene Umfeld gerichtet und erst sekundär auf die Bedürftigen selber? Oder ist Philanthropie doch eher als eine kulturelle Praxis zu verstehen, die durch Glaubensinhalte oder andere Überzeugungen, durch Mentalitäten oder Gewohnheiten bestimmt wird?

Bereits seit einiger Zeit zeichnet sich innerhalb der internationalen Geschichtswissenschaft die Tendenz ab, die Kategorie des Nationalstaates als Erklärungsrahmen für geschichtliche Prozesse zu relativieren, seinen Stellenwert neu zu überdenken und angenommene nationale Besonderheiten und Eigenwege infrage zu stellen. In der Vergangenheit sind Historiker, die sich mit Deutschland beschäftigten, oft von einem „staatszentrierten“ Bürgertum ausgegangen. Sie haben betont, dass sich das Stiften in Deutschland meist in Zusammenarbeit mit dem Staat vollzog.³ Viele amerikanische Historiker favorisierten hingegen ein Tocquevillesches Paradigma, nach dem sich die amerikanische Gesellschaft von den europäischen Gesellschaften durch die weit verbreitete Bildung von Vereinen unterscheidet. Diese übernahmen, so die Grundthese, in Amerika jene Aufgaben, die in Europa dem Staat zugeschrieben wurden.⁴ Inzwischen sind diese Annahmen durch die Forschung relativiert, in einigen Punkten auch korrigiert worden.

In neueren Veröffentlichungen, wie sie etwa Daniel T. Rodgers und Axel Schäfer vorgelegt haben, werden weniger die Unterschiede als vielmehr die wechselseitigen Transfers betont.⁵ Beide Autoren konzentrieren sich dabei auf den Einfluss von sozialreformerischen Konzepten auf Politik und staatliches Handeln. Die Beiträge in dem hier vorliegenden Sammelband beschäftigen sich demgegenüber vorwiegend mit privatem gemeinnützigem Handeln, mit Akteuren unterhalb der Ebene des Nationalstaates und den von diesen

3 Siehe hierzu Frey, *Macht und Moral des Schenkens*, 12–17.

4 Siehe hierzu Robert A. Gross, *Giving in America. From Charity to Philanthropy*, in: Lawrence J. Friedman u. Mark D. McGarvie (Hg.), *Charity, Philanthropy, and Civility in American History*, Cambridge 2003, 29–48, hier 29f.

5 Daniel T. Rodgers, *Atlantic Crossings. Social Politics in a Progressive Age*, Cambridge und London 1998; Axel R. Schäfer, *American Progressives and German Social Reform, 1875–1920*, Stuttgart 2000.

organisierten interkulturellen Transfers. Damit erweitert dieser Band die Konzepte der transatlantischen und transnationalen Geschichte um eine neue Perspektive – die Ebene nichtstaatlicher Akteure und Organisationen.

Von einem transnationalen Vergleich zentraler Phänomene wie der Philanthropie in der deutschen und amerikanischen Geschichte, die bisher überwiegend aus nationalstaatlicher Sicht analysiert wurden, könnten mithin auch Impulse für eine konzeptionelle Auseinandersetzung mit der Tradition der Geschichtsschreibung in beiden Ländern ausgehen. So ermöglichen es beispielsweise Analysen zu interkulturellen Transfers zwischen den deutschen Staaten des 19. Jahrhunderts und den USA oder auch vergleichende Untersuchungen des Bürgertums in ausgewählten Städten der amerikanischen Ostküste (New York, Boston oder Philadelphia) mit Städten wie Hamburg, Leipzig oder Frankfurt am Main, weit verbreitete Vorstellungen von der bürgerlichen Welt des 19. Jahrhunderts zu modifizieren. Denn die im Mittelpunkt dieses Sammelbandes stehenden bürgerlichen Vereine, die privaten sozialreformerischen Initiativen, die nichtstaatliche Finanzierung von Hochkultur sowie die Motive und Wertesysteme, die zu diesem privaten Engagement für öffentliche Belange beitragen, waren keineswegs nur auf eine Nation beschränkt, sondern sind vielmehr als Elemente einer transatlantischen bürgerlichen Kultur zu verstehen, die Ländergrenzen überschritten hat.⁶

So dienten Stiftungen und gemeinnützige Institutionen in Leipzig und Berlin – um nur ein Beispiel zu nennen – vergleichbaren Institutionen in den amerikanischen Großstädten als Quelle der Inspiration. Die Beiträge von Kathleen McCarthy und Thomas Adam in diesem Sammelband verweisen auf diese intensiven Austauschbeziehungen. Sie laufen damit quer zu Alexis de Tocquevilles Annahme von der Einzigartigkeit der amerikanischen Gesellschaft. Während die Mehrzahl der amerikanischen Historiker das amerikanische Vereinswesen als autochthones, in den USA ohne fremden Einfluss entstandenes Phänomen betrachtet, stellt McCarthy heraus, dass die dortigen gemeinwohlorientierten Vereine ihre Vorbilder eindeutig in Europa hatten. Insofern können wir wohl nicht mehr von einem amerikanischen Sonderweg sprechen. Der Beitrag von Thomas Adam wiederum weist auf die umfassenden Transfers im Bereich des sozialen Wohnungsbaus und damit auf den Transfer privater sozialer Fürsorgeinitiativen hin und arbeitet so korrespondierende Intentionen in den Kommunen beider Länder heraus.

Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes gehen davon aus, dass sich eine vergleichende Untersuchung der privaten Finanzierung öffentlicher Aufgaben im Bereich der Kultur, der Sozialfürsorge, der Bildung und, im 20. Jahrhundert, der Entwicklungshilfe in ganz besonderem Maße anbietet, um

6 Sven Beckert, Die Kultur des Kapitals. Bürgerliche Kultur in New York und Hamburg im 19. Jahrhundert, in: Vorträge aus dem Warburg-Haus, Bd. 4, Berlin 2000, 143–175; Thomas Adam, Buying Respectability. Philanthropy and Urban Society in Transnational Perspective, 1840s to 1930s, Bloomington, Indianapolis 2009.

bislang dominierende Stereotype und Annahmen zu hinterfragen. Die in diesem Band versammelten elf Beiträge für die Bereiche (1.) transatlantische Austauschprozesse, (2.) Politik, Stiftungen und Öffentlichkeit, (3.) Stiftungsaktivitäten städtischer Eliten, (4.) Kulturförderung und (5.) private Entwicklungshilfe erhärten die These von den wechselseitigen Transfers zwischen den philanthropischen Traditionen beider Länder. Fazit: Das Beispiel „Philanthropie“ ist besonders gut geeignet, die These von der grundlegenden Differenz zwischen der deutschen und amerikanischen Gesellschaft auf den Prüfstand zu stellen. Nicht nur in den USA, sondern auch in Deutschland kann nämlich eine besonders starke Gemeinwohlorientierung nachgewiesen werden. Die Beiträge von Thomas Adam, Rupert Graf Strachwitz, Michael Werner und Stephen Pielhoff belegen die Existenz eines stiftend und spendend aktiven deutschen Bürgertums und mithin einer stark ausgeprägten philanthropischen Tradition.

Um nicht missverstanden zu werden: Auf dem Gebiet des privaten Engagements für öffentliche Zwecke gab und gibt es wesentliche Unterschiede zwischen der deutschen und der amerikanischen Philanthropiegeschichte, die auf jeweils spezifische Rahmenbedingungen zurückzuführen sind. So lenkten etwa rechtliche Regelungen das philanthropische Engagement in bestimmte Richtungen. Das zeigt unter anderem der Beitrag von Annett Heintz und Gabriele Lingelbach. Das Sammlungsgesetz aus der Zeit des Nationalsozialismus regulierte in der Bundesrepublik bis in die 1960er Jahre hinein die Spendenleistungen der Bundesdeutschen und richtete diese auf bestimmte Zwecke aus. Das Stiftungsrecht wiederum, dies belegt der Beitrag von Rupert Graf Strachwitz, strukturierte das deutsche Stiftungswesen auf spezifische Art und Weise, so dass es eine deutlich andere Ausprägung erfuhr als das amerikanische. Zudem hatte der in beiden Ländern unterschiedlich ausgeprägte Wirkungsradius des Staates in sozialen und kulturellen Belangen erhebliche Auswirkungen darauf, in welchen Bereichen sich privates Engagement bevorzugt entwickelte. Dies arbeitet Peter Dobkin Hall in seinem Beitrag heraus. Er schärft den Blick dafür, wie sehr sich die Sphäre des amerikanischen Staates und die der amerikanischen Stiftungen in den USA überschneiden. Auch Kevin V. Mulcahy weist auf wichtige internationale Unterschiede hin. Er betont, dass die im Vergleich zu Deutschland geringe staatliche Kulturförderung – und damit die hohe Abhängigkeit von zu erwirtschaftenden Einnahmen und privaten Spenden bzw. Sponsoring – zur Herausbildung spezifischer Funktionslogiken bei der Leitung und Arbeit kultureller Institutionen in den USA geführt hat. Er sensibilisiert den Leser damit für die Gefahr einer kulturellen Verarmung, die er dort ausmacht, wo etwa Museen, Theater oder Opern in zu große Abhängigkeit von privaten Geldgebern geraten.

Darüber hinaus verweist Hall auf die Politisierung des Stiftens und den Zusammenhang zwischen politischen Prozessen und stifterischer Aktivität.

Er betont, dass Stiften immer auch politische Dimensionen besitzt und dass Stifter mit ihrem Engagement gesellschaftspolitische Ziele verfolgen können, die nicht unbedingt mehrheitsfähig sein müssen. Bereits der Rechtsgelehrte Friedrich Carl von Savigny (1779–1861) hatte betont, dass mit der Einrichtung einer Stiftung Gefahren verbunden seien:

Wenn eine reiche Stiftung zur Verbreitung staatsgefährlicher irreligiöser oder sittenloser Lehren oder Bücher gemacht wird, sollte der Staat dies dulden? In unseren Tagen wird niemand sagen, dass dergleichen unmöglich sei. Es gab reiche Leute unter den Saint-Simonisten, und warum sollte nicht einer auf den Gedanken kommen, eine große Stiftung zur Beförderung seiner Lehre zu machen?⁷

Für Savigny stattete das Rechtsinstrument der Stiftung Einzelpersonen mit der Möglichkeit aus, bestimmte Bereiche der Gesellschaft nach ihren Vorstellungen zu gestalten. Da die gesellschaftliche Kontrolle der Aktivitäten von Stiftern und Stiftungen begrenzt war, bestand letztlich die einzige Qualifizierung des Stifters in seiner Verfügung über finanzielle Mittel.

Diese Überlegungen sollten auch in den gegenwärtigen Diskussionen über eine Förderung stifterischen Engagements berücksichtigt werden: Die optimistische Ansicht, dass sich Stiftungsaktivitäten und demokratische Gesellschaft gegenseitig bedingen, bedarf ohne Zweifel einer kritischen Analyse. Denn Stiftungen verfügen keineswegs immer über eine demokratische Legitimation, entfalten jedoch ein erhebliches gesellschaftliches Gestaltungspotential. Wie sehr dabei die Gestaltungsmacht von Stiftungen auch über den nationalen Rahmen hinaus wirksam werden kann, zeigt Corinna Unger in ihrem Aufsatz über die Förderpolitik amerikanischer Stiftungen in der Dritten Welt während des Kalten Krieges. Sie arbeitet heraus, wie stark deren Tätigkeit von außenpolitischen Interessen wie etwa der versuchten Eindämmung des Kommunismus geleitet war.

Halls Beitrag verweist nicht nur auf die Frage nach der Legitimation stifterischen Handelns, sondern thematisiert zudem – wie auch Mulcahy in seinem Aufsatz – den in der Forschung umstrittenen Zusammenhang zwischen der stiftenden bzw. spendenden Tätigkeit auf der einen Seite und der Höhe der Einkommenssteuer auf der anderen Seite. Hall sieht in der Ausdehnung der Einkommenssteuerpflichtigkeit und der Absetzbarkeit von Spenden eine wichtige Voraussetzung für das Wachstum des Stiftungssektors. Demgegenüber hält Mulcahy in seinem internationalen Vergleich diesen Aspekt für weniger bedeutend.

Die historische Perspektive legt eher den Schluss nahe, dass die staatliche Steuerpolitik keinen zentralen Einfluss auf das Engagement von Stiftern gehabt habe. Sowohl in Deutschland als auch in den USA erreichte das Stiftungswesen seinen ersten Höhepunkt vor der Einführung einer für alle Staats-

7 Zit. n. Hans Liermann, Handbuch des Stiftungsrechts, Bd. 1. Geschichte des Stiftungsrechts, Tübingen 1963, 248.

bürger verbindlichen Einkommenssteuer. Auch nach 1945 erwies sich die Spendengabe während Kollekten, Haus- und Straßensammlungen oder in Form von Überweisungen an wohltätige Organisationen als weitgehend unabhängig von der Höhe der Einkommenssteuer. Der Einfluss gesetzlicher Regelungen mit Bezug auf die Absetzbarkeit von Spenden von der Steuer sowie der Erbschaftssteuer dürfte insofern nicht in jedem Fall eine zentrale Motivation für zivilgesellschaftliches Engagement gewesen sein.

Philanthropie wurde und wird offensichtlich nicht nur durch steuerliche Anreize ausgelöst, sondern auch durch das Bestreben des Gebenden, sein soziales, kulturelles und symbolisches Kapital zu mehren. Zu diesem Ergebnis kommt Stephen Pielhoff in seinem Beitrag zum Musikmäzenatentum in deutschen Städten. Auch Michael Werner betont, dass wirtschaftliche Aufsteiger im frühen 20. Jahrhundert soziale oder kulturelle städtische Einrichtungen in erster Linie mit dem Ziel förderten, in die jeweils dominierenden städtischen Eliten aufgenommen zu werden. Über die philanthropische Tätigkeit wurden Netzwerke innerhalb der bürgerlichen Eliten neu geschaffen oder verstärkt, was wiederum die Interaktion zwischen Wirtschafts- und Bildungsbürgertum förderte.

Philanthropie hatte mithin nicht nur für die Empfänger „wohltätiger Gaben“ eine wichtige soziale Funktion, sondern auch für die Gebenden selbst. Diese Schlussfolgerung zieht Francie Ostrower aus ihren Interviews mit Angehörigen der New Yorker Oberschicht. Sie betont, dass Philanthropie der Prestigesteigerung des Gebenden ebenso dienen kann wie der Bewahrung der kulturellen und sozialen Kohärenz der Eliten. Darüber hinaus ist Philanthropie aber auch abhängig von bestehenden Wertesystemen, Mentalitäten und Einstellungen. Und sie ist, wie Ostrower in ihrem Beitrag darlegt, ein gelerntes und sozial konditioniertes Verhalten, das von einer Generation an die nächste weitergegeben werden kann. Die Angehörigen der New Yorker Eliten zeigten sich in den Interviews jedenfalls fest davon überzeugt, dass sie zu philanthropischem Engagement verpflichtet seien, ja, sie sahen es geradezu als selbstverständlich an.

Zu dem Ergebnis, dass philanthropisches Engagement Teil eines spezifischen Habitus sein kann, kommen auch Heintz und Lingelbach in ihrem Beitrag. In der Bundesrepublik war die Kollektengabe ebenso wie die Spende bei der Haus- und Straßensammlung Bestandteil von Alltagshandeln. Während diese Gaben in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst inländischen Bedürftigen gegolten hatten, boten seit den späten 1950er Jahren zunächst kirchliche, dann auch weltliche Organisationen die Möglichkeit, diese alltäglichen Gaben auch an Bedürftige im Ausland zu verteilen. Dass diese Form des alltäglichen philanthropischen Engagements nicht nur in demokratisch-pluralistischen Gesellschaften existiert, weist Gregory R. Witkowski in seinem Beitrag über die spendenfinanzierte private Entwicklungshilfe in der DDR nach. Hier waren es die kirchlichen Initiativen Brot für die

Welt und Not in der Welt sowie staatliche Akteure („Solidaritätskomitee“), die Spenden der Bevölkerung für die Hilfe im Ausland sammelten. Allerdings war der staatliche Zugriff auf die Verteilung der über Spenden gekauften Güter wie auch die Instrumentalisierung der privaten Spendenbereitschaft für die außenpolitischen Ziele der Regierung wesentlich intensiver als in der Bundesrepublik.

Der vorliegende Sammelband stellt einen ersten Versuch dar, auf dem Gebiet der Philanthropiegeschichte einen vergleichenden Blick auf das gemeinwohlorientierte Engagement in den USA und in Deutschland zu entwickeln. Allerdings wirft dieser komparative Ansatz einige Probleme auf. Zum einen liegen diese an der sehr unterschiedlichen Verortung der Philanthropieforschung. Diese ist in Nordamerika wesentlich stärker institutionell verankert als in der Bundesrepublik: Akademische Einrichtungen wie das Center for Civil Society Studies der Johns Hopkins University Baltimore, das Center on Philanthropy and Civil Society an der City University of New York oder das Center on Philanthropy der Indiana University⁸ und die Existenz einer eigenen akademischen Gesellschaft, der 1971 gegründeten Association for Research on Nonprofit Organizations and Voluntary Action (ARNOVA) mit mehr als 1.200 Mitgliedern, zeugen von einer hohen Intensität und einem ausgeprägten wissenschaftlichen Interesse. In der Bundesrepublik hingegen existieren nur wenige spezialisierte Forschungseinrichtungen, etwa in Form des Maecenata Instituts an der Humboldt Universität zu Berlin oder seit kurzem auch des Centrums für soziale Investitionen und Innovationen an der Universität Heidelberg. Wegen dieser Disproportion findet sich in den USA auch eine deutlich größere Anzahl von Forschungsarbeiten und Publikationen zu dieser Thematik als in Deutschland. Ein weiterer Unterschied besteht darin, dass die amerikanische Philanthropieforschung im Gegensatz zur deutschen stark von den gegenwartsbezogenen Disziplinen wie der Politikwissenschaft und der Soziologie bestimmt ist. Historiker stellen dort eher eine Minderheit dar.

Die unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen und institutionellen wie auch disziplinären Verortungen der Philanthropieforschung in beiden Ländern erschweren eine vergleichende Herangehensweise. Für den stärkeren Gegenwartsbezug vieler amerikanischer Untersuchungen lassen sich im deutschen Feld nur wenige Äquivalente finden. Hinzu kommen linguistische und terminologische Schwierigkeiten. Das englische Wort *philanthropy* etwa besitzt ganz andere Konnotationen als das deutsche Wort „Philanthropie“. Letzteres ist vor allem auf altruistisches Handeln festgelegt und stammt aus der aufklärerischen Reformbewegung des Philanthropismus. Der im Deutschen oft für die private Förderung von Kunst und Kultur verwendete Begriff des

8 Siehe auch die Liste von amerikanischen Einrichtungen, die sich auf die Erforschung von Philanthropie konzentrieren, unter <http://www.independentsector.org/programs/research/centers.html> (Academic Centers Focusing on the Study of Philanthropy).

„Mäzenatentums“ findet hingegen im Englischen keine direkte Entsprechung. Diese Tatsache aber sollte Historiker nicht dazu verleiten, hierin ein spezifisch deutsches Phänomen zu sehen. Wenn sich etwa der deutsche Begriff „Bürgertum“ nur mit Mühe ins Englische übersetzen lässt, ist das kein Beleg für die Annahme, dass es in den USA kein Bürgertum gegeben habe. Das zeigt Sven Beckerts Arbeit über das New Yorker Bürgertum.⁹ Derartige Leerstellen deuten vielmehr auf eine Tradition hin, in der bestimmte Fragen nicht gestellt werden oder ein Bewusstsein für spezifische soziale Entwicklungen des 19. Jahrhunderts fehlt. Das hängt sicherlich auch damit zusammen, dass Teile der amerikanischen Geschichtswissenschaft den Mythos der amerikanischen Gesellschaft als einer klassenlosen Gesellschaft zuweilen recht unkritisch übernommen und fortgeschrieben haben.

Fazit: Die Forschung, die die Geschichte der Philanthropie in einen internationalen Kontext einbettet – sei es mit Hilfe eines Kulturtransferansatzes oder einer vergleichenden Methode – steckt noch in ihren Anfängen. Dieser Sammelband kann daher nicht mehr als einen ersten Einblick in ein viel versprechendes geschichtswissenschaftliches Untersuchungsfeld geben.

Die Herausgeber möchten sich an dieser Stelle für die großzügige finanzielle Unterstützung durch das Deutsche Historische Institut Washington, D.C. und die Stiftung Deutsch-Amerikanische Wissenschaftsbeziehungen im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft bedanken. Mit ihrer Hilfe konnten wir im Frühjahr 2006 eine internationale Tagung mit dem Titel *Philanthropy in History: German and American Perspectives* am DHI in Washington, D.C. durchführen.¹⁰ Zudem gilt unser Dank Hartmut Berghoff, dem Direktor des DHI Washington, und seinem Amtsvorgänger Christof Mauch für die Aufnahme dieses Bandes in diese Reihe, Corinna Unger für die sorgfältige editorische Betreuung des Manuskriptes sowie Jelena Steigerwald und Lars Müller (Georg-Eckert-Institut in Braunschweig), die uns in der formalen Bearbeitung der Manuskripte kompetent und zuverlässig unterstützt haben.

9 Sven Beckert, *The Monied Metropolis. New York City and the Consolidation of the American Bourgeoisie, 1850–1896*, Cambridge 2001.

10 Die Beiträge von Thomas Adam, Peter Dobkin Hall, Annett Heinl und Gabriele Lingelbach, Kathleen McCarthy, Kevin V. Mulcahy, Stephen Pielhoff, Rupert Graf Strachwitz, Michael Werner und Gregory R. Witkowski gehen aus den auf dieser Tagung präsentierten Vorträgen hervor. Die Beiträge von Corinna R. Unger und Francie Ostrower wurden zusätzlich aufgenommen.